



Andreas Ziemann

Lösungen und Probleme

Mediensoziologische Analysen

BELTZ JUVENTA

Andreas Ziemann
Lösungen und Probleme

Andreas Ziemann

Lösungen und Probleme

Mediensoziologische Analysen

BELTZ JUVENTA

Der Autor

Andreas Ziemann, Prof. Dr. phil. habil., ist Professor für Kultur- und Mediensoziologie an der Bauhaus-Universität Weimar. Seine Forschungsschwerpunkte beziehen sich auf Gesellschaftstheorie, Mediengeschichte, Kultur-, Medien- und Wissenssoziologie. Zuletzt erschien von ihm "Über Belohnung" (2025) bei Beltz Juventa.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme. Die Beltz Verlagsgruppe behält sich die Nutzung ihrer Inhalte für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernehmen wir keine Haftung für die Inhalte externer Links. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.

Dieses Buch ist erhältlich als:

ISBN 978-3-7799-9606-4 Print

ISBN 978-3-7799-9607-1 E-Book (PDF)

ISBN 978-3-7799-9608-8 E-Book (ePub)

1. Auflage 2026

© 2026 Beltz Juventa

Beltz Verlagsgruppe GmbH & Co. KG

Werderstraße 10, 69469 Weinheim

service@beltz.de

Alle Rechte vorbehalten

Satz: le-tex xerif

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza

Beltz Grafische Betriebe ist ein Unternehmen mit finanziellem Klimabeitrag

(ID 15985-2104-1001)

Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor:innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Inhalt

Vorwort	9
1. Soziologische Medientheorie und funktionalistischer Medienbegriff	14
I. Einleitung	14
II. Soziologischer Funktionalismus und funktionalistische Soziologie	14
III. Kommunikation und Medien	20
IV. Digitalisierung	34
V. Fazit	38
Literatur	41
I. Medien, Technologien und Infrastrukturen	
2. Phänomene, Probleme und Aktanten der Gleichzeitigkeit. Eine sozial- und medientheoretische Skizze	48
I. Sozialphänomenologisches Zeitbewusstsein	48
II. Medien der Gleichzeitigkeit	52
III. Weltzeit	55
IV. Medientechnische Synchronisation	57
Literatur	59
3. Elemente und Erklärungen einer Theorie evolutionären Medienwandels	61
I. Einleitung	61
II. Schumpeters Theorie der (wirtschaftlichen) Entwicklung	61
III. Luhmanns soziologische Evolutionstheorie	66
IV. Namensevolution und symbolische Institutionalisierung	69
V. Medienaneignung und öffentliche Diskurse	71
Literatur	74
4. Zur Infrastruktur der Bildtelefonie und ihrem Scheitern. Mediensoziologische Beobachtungen mit Susan Leigh Star	76
I. Infrastruktur und Ideologie des Telefons	76
II. Die Kompensation telefonischer Barrieren durch das Picturephone	80

III.	Die Infrastruktur der Bild- /Videotelefonie	81
IV.	Das große Scheitern der Bildtelefonie	84
	Literatur	87
5.	Die Kraft der Zeitutopie im 19. Jahrhundert. Literarische Medien- und Technikzukünfte bei Edward Bellamy, Kurd Laßwitz und Jules Verne	89
I.	Einleitung	89
II.	Die (Zeit-)Utopie	90
III.	Exemplarische Fallanalysen	92
IV.	Theorie des Wandels – ein Exkurs mit Schumpeter	96
V.	Vernes Erzählung aus dem Jahre 2889	99
VI.	Ausblick	101
	Literatur	101
II. Medien, Öffentlichkeit und Politik		
6.	Medien der Politik – eine theoretische Skizze	106
I.	Einleitung	106
II.	Funktionale Differenzierung	108
III.	Die Maxime der Verständlichkeit	112
IV.	Nachrichtenmedien	116
V.	Die Öffentlichkeit als Debatten- und Reflexionsmedium	118
VI.	Medien der politischen Selbstdarstellung: Soziale Netzwerke und Podcasts	122
VII.	Ausblick	126
	Literatur	129
7.	Covid-19 und die politische Wirklichkeit der AfD. Ergebnisse einer Diskursanalyse (mit Ekkehard Coenen und Jörg Schoolmann)	133
I.	Einleitung	133
II.	Aufbau der Studie und Umsetzung der Kritischen Diskursanalyse	134
III.	Die drei großen Covid-19-Narrative der AfD	136
IV.	Ausblick auf das Bundestagswahlprogramm der AfD	144
	Literatur	148
8.	Funktionen und Probleme der spätmodernen Öffentlichkeit	150
I.	Funktionsbestimmungen von Öffentlichkeit	150
II.	Abkunft und Voraussetzungen moderner Öffentlichkeit	155

III.	Spannungen und Asymmetrien politischer Deliberation	158
IV.	Der digitale politische Akteur	161
	Literatur	164
9.	Die Flugblattaffäre des Herrn Aiwanger. Skandaltheoretische Reflexionen	167
I.	Einleitung	167
II.	Funktion, Logik und Verlauf des Skandals	170
III.	Eine Frage der Sanktion	172
IV.	Erklärungen und Entschuldigungen	174
V.	Gegenseitige Verdächtigungen und Umkehrung der Verhältnisse	178
VI.	Social-Media-Kommentare zu #Aiwanger und #Schmutzkampagne: eine starke Polarisierung	182
VII.	Das Ende des Skandals und etliche Indifferenzen	185
	Literatur	189
10.	Intellektuelle und das Debattenfeuilleton – Szenen einer Liaison	191
I.	Eine Vorgeschichte intellektueller Praxis	191
II.	Der allgemeine Intellektuelle	192
III.	Der Typus des Medienintellektuellen	194
IV.	Das Feuilleton zwischen ästhetischem Spielraum und ästhetischer Kritik	196
V.	Journalistisch-intellektuelle Kooperation	199
VI.	Wirklichkeitskontrolle	202
	Literatur	203
11.	Die Popularität der Popkultur und ihre Politisierung	206
I.	Einleitung	206
II.	Eine Vorgeschichte jugendlicher Devianz	206
III.	Das Verdikt von Oberfläche und Verblendung	210
IV.	Kultur	213
V.	Popkultur	215
VI.	Funktionen der Popkultur, die Popularität ermöglichen und produzieren	219
VII.	Popkultur und Politik	223
VIII.	Rechte Popkultur?	229
	Literatur	232
	Drucknachweise	236

Vorwort

Die spätmoderne Gesellschaft ist in hohem Maße von technischen Infrastrukturen und einer Vielzahl unterschiedlicher Medien abhängig. Dazu gehören beispielsweise Sprache und Symbolsysteme, Zeitungen und Fernsehen, Computer, Smartphones und Internet; das betrifft aber auch Elektrizität und Energie, Mobilität und Verkehr oder Überwachung und Sicherheit. Medien und ihre Infrastrukturen ermöglichen, formen und verändern soziale Kontakte und langfristige Beziehungen, Gruppenleben und Familienstrukturen, Interaktionen und Organisationen, Vergemeinschaftung und Vergesellschaftung. Sie stabilisieren jede soziale Situation und fundieren letztlich gesellschaftliche Ordnung im Allgemeinen.

Diese Diagnose korreliert mit einer funktionalistischen Theorieperspektive und ihrem Blick auf Strukturerehalt, (Re-)Stabilisierung und erfolgreiche Problemlösung. Reflexiv gewendet, bedeutet dies: Medien lösen kommunikative Probleme und produzieren neue Probleme. Medien verdanken sich gesellschaftlichen Strukturen und verändern gesellschaftliche Strukturen. Medien haben Aufklärung und Demokratie gestärkt und waren und bleiben zugleich zentrale Akteure illiberaler, populistischer und autokratischer Strömungen. Nach einer paradoxen, Luhmann entlehnten Formulierung schaffen Medien dadurch Probleme, dass sie Probleme lösen, können aber Probleme nur lösen, indem sie Probleme produzieren.

Die hier abgedruckten Aufsätze sind in den letzten zwölf Jahren entstanden und bilden einerseits einen Themenblock über Medien, Technologien und Infrastrukturen und andererseits einen Themenblock über Medien, Öffentlichkeit und Politik und ihre Wechselwirkungen. Alle Aufsätze rekonstruieren, reflektieren und diskutieren in Bezug auf verschiedene Phänomenbereiche die (variablen und kontingenten) Lösungen und Probleme, die Medien produzieren. In der Summe zeigt sich ein breites Spektrum mediensoziologischer Fragestellungen und Analysen und zugleich eine hohe Relevanz der Mediensoziologie für eine kritische Wissenschaft und eine liberale, offene Gesellschaft. Es geht mir nachdrücklich darum, zur theoretischen Konsolidierung einer funktionalistischen Mediensoziologie beizutragen und zu weiteren Forschungen in dieser Richtung zu motivieren.

Den Aufschlag macht ein Grundlagenbeitrag zur Fundierung und Ausrichtung der soziologischen Medientheorie. Er rahmt alle folgenden Aufsätze und gibt ihnen das theoretische wie begriffliche Rüstzeug mit. In einem ersten Schritt wird kurz die Theoriegeschichte des Äquivalenzfunktionalismus rekonstruiert, die in die Variation und Komplexitätssteigerung aller Variablen der Problem-

Lösungs-Relation kulminiert. Funktionen sind nachträgliche Rationalisierungen und theoretische Zuschreibungen, die auch anders ausfallen könnten. Im zweiten Schritt werden – als spezielle Operationalisierung des Äquivalenzfunktionalismus – Probleme der Kommunikation mit medialen bzw. medientechnischen Lösungen konfrontiert. Abstrakt gesprochen, reagiert die Medientheorie auf Probleme einer Kommunikationstheorie; und beide treten wiederum im Verbund mit einer soziologischen Evolutions- und Differenzierungstheorie auf. Im Anschluss an Luhmann wird schließlich eine Medientypologie ausformuliert, die je besondere Problem-Lösungs-Konstellationen aufzeigt und sich auf Wahrnehmungs-, Verständigungs-, Darstellungs-, Verbreitungs- und symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien bezieht. Die fortlaufende Differenzierung und Innovationsdynamik von Medien folgen dabei weniger einer Verdrängung alter Technologien als vielmehr einer komplexen Integration und wechselseitigen Re-Stabilisierung von alten und neuen Medien zugleich. Diese Perspektive wird schließlich auf den Themenkomplex der Datafizierung und Digitalisierung ausgeweitet, um zu sondieren und zu diskutieren, für welche Probleme dadurch neuartige Lösungen bereitgestellt werden, welche Anschlussprobleme entstehen und welche Beschreibungsvorschläge dies adäquat reflektieren. Da Medien – so die finale These – jede Wahrnehmung, Handlung und Kommunikation ermöglichen, formen und unter ihre je eigenen Bedingungen setzen, sind sie *apriori*.

Der erste Themenblock über *Medien, Technologien und Infrastrukturen* beginnt dann mit dem Aufsatz „Phänomene, Probleme und Aktanten der Gleichzeitigkeit“, der aus einer funktionalistischen Perspektive fragt, auf welche Probleme Uhren und andere Zeitmedien reagieren und wie zeitliche Abstimmung und Koordination alternativ möglich wären. Im ersten Teil wird mit Alfred Schütz eine sozialphänomenologische Beschreibung der leibfundierten Erfahrung von Gleichzeitigkeit vorgelegt. Sie basiert auf der wechselseitigen Erfahrung: „Wir altern zusammen“. Abstrakte Zeitvorstellungen und Zeitkategorien sind dem nachgeordnet und werden mittels Sprache objektiviert. Im zweiten Teil wird mit Bezug auf die soziologische Systemtheorie die Perspektive umgedreht und diskutiert, ob Gleichzeitigkeit nicht vielmehr ein nachrangiger Modus sozialer Beziehungen sowie des inneren Bewusstseinsstroms sei und grundlegend auf Welterfahrung und Techniken der Uhrenkoordination respektive Isochronie beruhe. Abschließend wird diskutiert, wie moderne elektronische Massenmedien, insbesondere das Live-Fernsehen, weltweite Synchronisation herstellen und eigenständig manipulieren.

Im dritten Aufsatz „Elemente und Erklärungen einer Theorie evolutionären Medienwandels“ wird aus der Perspektive einer soziologischen Evolutionstheorie und im Anschluss an Schumpeter, Luhmann, Rammert und Tuomi untersucht, wie sich innovative Medientechnologien, -apparate und -produkte durchsetzen und zur Patentierung wie auch ökonomischen Marktreife gelangen. Die ,schöpfe-

rische Zerstörung' und die ‚Freude am Neugestalten‘ sind nach Schumpeter zwei wirkmächtige Strategien einer visionären Unternehmerpersönlichkeit, die zum Fortschritt und zur medientechnischen Revolution führen. Im Rekurs auf eine Argumentation Luhmanns werden alte Medien aber keineswegs durch neue ersetzt. Es zeigt sich vielmehr eine funktionale Ausweitung und Individualisierung der Mediennutzung – in Relation zu unterschiedlichen Kommunikationsabsichten. Ein spezieller Aspekt der Untersuchung gesellschaftlichen Medienwandels bezieht sich schließlich auf die semantische Ebene: Wie werden geeignete Bezeichnungen und neue Namen für neue Medien ge- und erfunden?

Der vierte Beitrag „Zur Infrastruktur der Bildtelefonie und ihrem Scheitern“ fokussiert auf die Medien- und Technikgeschichte der Bild- und Videotelefonie und testet eine adäquate bis kritische Beschreibung im Rekurs auf Susan Leigh Stars Studien und Theorievorlagen zu Infrastrukturen bzw. zum Infrastrukturierten. Im Mittelpunkt steht die Analyse des innovatorischen Scheiterns des Picturephone aus dem Hause AT&T. Es verspricht in den 1960er Jahren optimierte visuell-dialogische Fernkommunikation, Tele-Banking, -Shopping, -Education und Information Retrieval – und verschwindet schnell wieder vom Markt. Denn es fehlten unter anderem ökonomische Anreize, technikbegeisterte Erstanwender und eine breite kollektive Begeisterung der speziellen Nutzungsmöglichkeiten. Die erfolgreiche Akzeptanz von Bildtelefonie, Videokonferenzen und Webinaren in der heutigen Gegenwart war lange nicht absehbar.

Literarische Utopien spielen mit neuen Medien und innovativen Technologien, die ungekannte Welten und Lebensformen ermöglichen und strukturieren. Sie sind ein Medium zukünftiger Möglichkeiten und möglicher Zukünfte und geben – so die zentrale These – dadurch selbst Anstöße für künftige Problemlösungen und Erfindungen, die in andere Kontexte migrieren: in Forschungsabteilungen, Entwicklungslabore und Think Tanks ebenso wie ins Hollywood-Kino und die Games and Creative Industries. Im Mittelpunkt des fünften Aufsatzes stehen prominente Werke, die das paradigmatisch verhandeln und auf ihr Innovationspotenzial hin ausgelegt werden: „Die Kraft der Zeitutopie im 19. Jahrhundert. Literarische Medien- und Technikzukünfte bei Edward Bellamy, Kurd Laßwitz und Jules Verne“.

Der zweite Themenblock hält an der funktionalistischen Perspektive fest und widmet sich den Wechselwirkungen zwischen *Politik, Öffentlichkeit, populistischen Ideologien und (Massen-)Medien*. Er beginnt mit dem Aufsatz „Medien der Politik – eine theoretische Skizze“. Dieser verbindet politische Soziologie und Mediensoziologie, Demokratietheorie und Medientheorie und untersucht die vielschichtigen medialen Voraussetzungen spätmoderner demokratischer Politik. Analysiert wird ebenso, wie Medien zwischen dem politischen System und seinen Umwelten (und umgekehrt) vermitteln. Sprache und Symbolsysteme, Massenmedien und öffentliche Meinung oder Social Media und Podcasts sind wichtige gesellschaftliche Errungenschaften, die das politische System für seine Zwecke, Ziele und Pro-

blembearbeitung nutzt, die aber auch selbst – so ein entscheidender Punkt – die Politik begleiten, formen und verändern. So zeigt sich am Beispiel der Politik ein weiteres Mal, dass Medien alles andere als neutrale Technologien und Akteure sind.

Der folgende (mit Ekkehard Coenen und Jörg Schoolmann verfasste) Beitrag „Covid-19 und die politische Wirklichkeit der AfD“ blickt auf parlamentarische Debatten im Deutschen Bundestag. Konkret geht es um die Reden von AfD-Abgeordneten, die 2020 im Bundestag gehalten wurden und einen Bezug zur Coronapandemie aufweisen. Wie reagieren Parlamentarier der AfD auf dieses Gesellschaftsproblem und auf politische Lösungsvorschläge und Entscheidungen der Bundesregierung? Mit der Methode der Kritischen Diskursanalyse wird herausgearbeitet, welche rhetorischen Strategien, Semantiken, Metaphern und ideologischen Deutungsschemata auf Seiten der AfD identifizierbar sind, wie sie den Diskurs zu Covid-19 wirkmächtig umgedeutet und wie sie zum wiederholten Male die Grenzen des Sagbaren ausgelotet hat.

Der achte Aufsatz „Funktionen und Probleme der spätmodernen Öffentlichkeit“ fragt nach den medialen Voraussetzungen, geschichtlichen Bedingungen und Funktionen der Sphäre der (deliberativen) Öffentlichkeit sowie nach potenziellen Disruptionen und Dysfunktionalitäten. Vorrangig erbringt sie Leistungen für die Politik und vermittelt gesellschaftliche Interessen und Bedürfnislagen sowie parlamentarische Debatten und Entscheidungen. Des Weiteren dient die öffentliche Meinung der Legitimation politischer Interventionen und Gesetzgebungsverfahren. Populismus, Affektkommunikation und Hate Speech via Social Media unterlaufen allerdings die Idee des integrativen, kritischen Raisonnements und stellen die Errungenschaften liberaler Demokratie auf die Probe.

Aus der Perspektive moderner Gesellschafts- und Medientheorien informieren Skandale via Massenmedien und Social Media über Normverstöße, ausbleibende Sanktionen oder Wertverletzungen von Professionsrollen und Spitzenpersonal und leisten damit eine positive Kontrolle der Status- und Rollenbefugnisse einzelner und der sozialen Regeln von gesellschaftlichen Feldern. „Die Flugblattaffäre des Herrn Aiwanger“ rekonstruiert ausführlich die massenmediale Berichterstattung und öffentliche Empörung, die im Sommer 2023 das sogenannte „Auschwitz-Pamphlet“ ausgelöst hatte. Interessant ist, dass beide Hauptakteure und ihre Unterstützer, Süddeutsche Zeitung versus Hubert Aiwanger, sich im Verlauf des Skandals wechselseitig moralische Verfehlungen vorhalten und eine seltene invertierte Logik des Skandals begründen. Eine besondere Dynamik konfliktiger Positionen lässt sich zeitgleich auf Social Media beobachten. Am Ende zeichnet der Flugblattskandal ein ambivalentes Ende und hinterlässt analytische Indifferenzen.

Der nächste Aufsatz: „Intellektuelle und das Debattenfeuilleton – Szenen einer Liaison“, bleibt vorrangig im Feld des Zeitungsjournalismus. Ausgangspunkt ist der (mediengeschichtliche) Befund, dass es eine klare Leistungsbeziehung

zwischen kritischen Interventionen des (allgemeinen) Intellektuellen und verschiedenen Medien gibt, die diese bekannt machen und zirkulieren lassen, wie etwa Flugblatt, Petition, Zeitungskommentar, Fernsehauftritt etc. Befragt werden einerseits unterschiedliche Konstellationen von Medien und Gesellschaftskritik und andererseits journalistisch-intellektuelle Kooperationen und Formate und Funktionen des Feuilletons. Manchen scheint das Debattenfeuilleton an sein Ende gekommen und verzichtbar zu sein. Andere halten es weiterhin für eine wichtige Reflexionsinstanz gesellschaftlicher Verhältnisse und aktueller Probleme.

Unter dem Titel „Die Popularität der Popkultur und ihre Politisierung“ werden im letzten Aufsatz zuerst die Entstehungsherde und die Attraktivität der Popkultur ab den 1960er Jahren entschlüsselt. Danach kommen die kritischen Stimmen der damaligen Zeit zur Pop- und Massenkultur zu Wort, die sich nicht zuletzt an ihrem ökonomischen und exzessiven, oberflächlichen Vergnügen abarbeiten. Demgegenüber wird eine nüchterne funktionale Analyse vorgenommen, die auf fünf Dimensionen der Popkultur eingeht: (1) Eskapismus und konsumistische Triebabfuhr, (2) kollektive Vergemeinschaftung, (3) Modellierung und Vorführung alternativer Welten und Lebensformen, (4) reflexive Unterhaltung und Selbstpositionierung der Rezipienten sowie (5) Einübung in medientechnische und kulturelle Innovationen. Den Abschluss bilden kritische Beobachtungen zur politischen Instrumentalisierung der Popkultur in der jüngeren Gegenwart.

Weimar, im Frühjahr 2026

Andreas Ziemann

1. Soziologische Medientheorie und funktionalistischer Medienbegriff

I. Einleitung

Es ist längst eine soziologische Gewissheit, dass menschliche Erfahrungen und spätmoderne Sozialisation kontinuierlich von medienbasiertem Wissen, autonomen Medienwelten, massenmedialer Berichterstattung, kommerziellen Unterhaltungsformaten und Social Media begleitet und überformt werden. In der Theorier reflexion wurde darauf mit Begriffen der Relationalität und Symmetrie reagiert, um zu markieren, dass humane und nicht-humane Akteure konstitutiv verbunden sind und überall zusammenwirken und dass Medien(technik) und Gesellschaft emergente Strukturen ausgebildet haben. Es ist dieser komplexe Verbund, der soziale Situationen stabilisiert und für gesellschaftliche Ordnung sorgt. Mediale Operationen sind in alle Prozesse der kommunikativen Vermittlung, Übersetzung, Weiterverarbeitung und Welterzeugung involviert und unhintergebar, kurz: *apriori*. Medien setzen ihre Leistungen unter eigene Bedingungen und beeinflussen und formen all das mit, was gesagt, geschrieben, berechnet, modelliert und entschieden wird. Die (soziologische) Medientheorie untersucht und problematisiert die Operationen, Funktionen und Wirkungen technischer und apparativer Einzelmedien, lokaler wie globaler Mediennetzwerke und des Systems der Massenmedien. Aus einer funktionalistischen Perspektive dreht sich alles um die Forschungsfrage, auf welche Probleme Medien reagieren, welche Lösungen sie anbieten und welche neuen Probleme sie produzieren. Das soll im Folgenden ausführlich entfaltet und erörtert werden.

II. Soziologischer Funktionalismus und funktionalistische Soziologie

Funktionalistische Beschreibungen haben unterschiedliche Herkünfte und Verwendungskontexte (Mathematik, Biologie, Kulturanthropologie, Rechtswissenschaft, Soziologie etc.); und nicht immer scheinen die Grundlagen und Gemeinsamkeiten klar. Es geht um notwendige Existenzbedingungen eines organischen oder eines sozialen Systems, um unverzichtbare Wirkungen oder zweckdienliche Leistungen und Regeln für das Leben in Gemeinschaft respektive Gesellschaft, um emergenten Strukturert halt und Integration der Teile in ein Gesamtsystem oder beispielsweise um kulturelle Lösungen universaler Probleme. Robert K. Merton (vgl. 1948: 167 f., 1968) hat entsprechende Dissonanzen diskutiert und einige wich-

tige Spezifika zusammengetragen. Er widmet sich in „Manifest and Latent Functions“ einer ausführlichen kritischen Behandlung dreier Basispostulate des Funktionalismus, die besagen, dass er von struktureller *Universalität*, *Unentbehrlichkeit* und der *Einheit* der Gesellschaft ausginge. Merton hält demgegenüber fest, dass jene Annahmen unterschiedlich konnotiert seien und unterschiedlich behandelt würden und keine von ihnen notwendig sei. Ebenso sei die Feststellung falsch, dass die Funktionsanalyse ahistorisch verfähre und die Statik von Strukturen und das soziale Gleichgewicht voraussetze. Sie ermögliche es vielmehr, auf die Dynamik, die Spannungen und den Wandel der Gesellschaft einzugehen und diese zu erklären (vgl. Merton 1968: 107 f.). Gegenüber einer konservativen, teleologischen Sichtweise funktionaler Notwendigkeiten schlägt Merton vor (vgl. 1968: 88), jede ideologische Besetzung des Funktionalismus zu streichen und auf funktionale *Alternativen*, *Substitute* und *Äquivalente* umzustellen. Das neue Theorem lautet: „just as the same item may have multiple functions, so may the same function be diversely fulfilled by alternative items“ (Merton 1968: 87 f.). Zwecke, Ziele und Strukturen lassen sich nun vergleichen, und Funktionen erscheinen variabel. Der Äquivalenzfunktionalismus ist aus der Taufe gehoben.¹ „Der Sinn funktionalistischer Analyse“, hält Luhmann (1962: 623) fest, „liegt mithin in der Eröffnung eines (begrenzten) Vergleichsbereichs“.

Beispielhaft gilt für das moderne Familiensystem, dass es den freien Zusammenschluss zu einer liebesgebundenen Lebensgemeinschaft ermöglicht und für die Reproduktion der Verwandtschaftsstrukturen, die Aufzucht, Pflege und Erziehung der Kinder sowie die Sicherung und geregelte Vererbung von Eigentum und Besitz sorgt. Die Familie ist, wie bereits Hegel (vgl. 2009: 144 ff.) systematisch ausführt, Lebens-, Rechts-, Eigentums-, Sorge- und Erziehungsgemeinschaft. Die Sozialisation und Erziehung von Kindern könnten im Sinne einer funktionalen Alternative auch Heime, Internate und Schulanstalten übernehmen. Schulanstalten wiederum bedienen – neben ihrer modernen Kernfunktion der absichtsvollen Erziehung und Vorbereitung auf das Berufsleben – heutzutage oft auch inklusive, integrierende und therapeutische Erwartungen und Ziele. Problemlösungsverhältnisse variieren dementsprechend und verändern sich im Laufe der Geschichte – und können ganz unterschiedlich theoretisiert werden. Einerseits emergieren gesellschaftliche Funktionen aus sozialen Interaktionskontexten, andererseits werden Funktionen internalisiert und zu Motiven (und Motivgeneratoren) eigenen Handelns.² Einige gesellschaftliche Funktionen

1 Erstmalig kommen das Konzept funktionaler Äquivalente und die (kultur-)vergleichende Methode in den 1940er Jahren zur Geltung. Siehe dazu Malinowski (1960a, 1960b). Das Geburtsjahr des ethnologisch-anthropologischen Funktionalismus ist deutlich früher anzusetzen, bekanntlich 1922 mit der Doppelerscheinung von Malinowskis „Argonauts of the Western Pacific“ und Radcliff-Browns „The Andaman Islanders“.

2 In der Analyse, so Merton (vgl. 1968: 78 f.), sollten persönliche Motive und gesellschaftliche Funktionen konsequent auseinandergelassen werden. Es lassen sich aber meines Erachtens von hier

werden verdrängt und verschwinden, andere treten hinzu und lösen neue Spezialprobleme. Einige Funktionen sind konservativ, andere sind progressiv. In diesem Sinne kann die funktionalistische Analyse zur Erklärung herangezogen werden, dass etwas ist oder nicht mehr ist und ersetzt wird (vgl. Luhmann 1962: 625).

Erkenntniskritisch besehen, sind Funktionsbeschreibungen immer rationalistische (Theorie-)Zuschreibungen ex post. Bestehende Funktionen sind weder notwendig noch irreversibel noch unentbehrlich (vgl. Merton 1968: 88 f.). Diese Perspektive vollzieht den paradigmatischen Wechsel von einem teleologischen zu einem ‚kontingenztheoretischen‘ Funktionalismus, wie er prominent von Luhmann (1958, 1962, 1964, 1973: 236 ff.) vertreten wird (vgl. dazu auch Reckwitz 2003). Luhmann greift Mertons Idee des Äquivalenzfunktionalismus auf und interpretiert die Relationierung von Variablen in Begriffen von *Problem* und *Lösung*. Die Variablen von Problem und Lösung und ihre Relationalität bzw. Wechselwirkung werden als historisch kontingent, substituierbar und variierbar begriffen.³ Die analytische Umstellung auf Alternativen und Substitute lässt sich auf beiden Seiten der funktionalen Relation von Problem und Lösung eintragen: Es gibt für ein Problem verschiedene und miteinander vergleichbare Lösungen. Ebenso kann eine Lösung auf unterschiedliche Probleme erfolgreich angewendet werden. Oder eine etablierte funktionale Relation kann verschwinden. Theorieentscheidend ist die strikte Relationierung von Bezugsproblem und Lösung: „Die Frage nach der Funktion macht die Analyse eines Gegenstandes abhängig von einem Bezugsproblem, zu dessen Lösung er beitragen kann“ (Luhmann 1973: 168). Ebenso konsequent wird dabei auf Vergleich als Methode und Vergleichbarkeit der Phänomene als „Ausgangsbasis für die Theoriebildung“ (Luhmann 1973: 169) abgestellt.⁴

Die Vergleichbarkeit wird dahingehend radikalisiert, dass nicht mehr Gleiches und Gleichheit studiert werden, um wesenhafte Qualitäten eines Phänomens zu erkennen, sondern dass im Gegenteil Verschiedenartiges und unterschiedliche Variablen – auf der Basis eines abstrakten wie zugleich spezifischen Bezugsproblems – untersucht werden, um zu generalisierten Erklärungen (und

aus gezielt funktionale Anpassungen des Menschen und neu geformte Rollen und Subjekttypen untersuchen. Zumindest für die Mediensoziologie und die Medienanthropologie sind die Fragen hoch relevant: Wie formen Medien(apparaturen) menschliche Existenzbedingungen und die passenden Nutzersubjekte? Welche Freiheiten haben Handeln und Handelnde unter Medienbedingungen?

3 Andreas Göbel (2000: 29) verweist auf die analytische Nähe und Verbindung von (Äquivalenz-)Funktionalismus und ‚inkongruenter Perspektive‘. Beide spielen mit austauschbaren Optionen. Man transzendiert und konterkariert damit den alltagsweltlichen common sense und jede vorwissenschaftliche Alltagstheorie.

4 Siehe zum problemzentrierten Denken als Paradigma soziologischer Theoriebildung: Anicker (2024).

Prognosen) zu kommen. Die Abstraktion der Problemstellung ermöglicht sowohl „die Gleichsetzung von Verschiedenartigem“ als auch „die Kontrolle über Alternativen“ (Luhmann 1964: 8). Man vergleicht nicht nur verschiedene bestehende Lösungen, sondern phantasiert und variiert auch andere offene Möglichkeiten. Die Lösung bringt das Problem also nicht zum Verschwinden, sondern steigert im Vergleich mit (nicht realisierten) Alternativen seine Komplexität. „In diesem Sinne“, so Luhmann (2017: 1023), „repräsentieren‘ Probleme Komplexität“.

Die funktionalistische Neuausrichtung will im Übrigen nicht nur manifeste und positiv besetzte Handlungsprogramme entdecken und erklären, sondern auch latente, negative und dysfunktionale (vgl. Merton 1968: 105). Für Merton (vgl. 1968: 120) zeigt sich in der Erforschung gesellschaftlicher und kultureller Latenzen und Dysfunktionalitäten die originäre wie originelle Arbeit der Soziologie. Man lernt etwas jenseits alltagsweltlicher Gewissheit. Für Luhmann (1969: 9) geht es um die Variation der soziologischen Theorie- und Erklärungsarbeit: „Jede konkrete Leistung hat eine Vielzahl von manifesten und latenten Funktionen und Dysfunktionen. Funktionale Spezifikation ist ein Sonderfall“. Variiert werden können nicht nur die Lösungsmöglichkeiten, sondern auch die Systemreferenzen und gesellschaftlichen Anwendungsbereiche. „Als Methode kann die funktionale Analyse jede Gegebenheit in Frage stellen, jede Struktur problematisieren“ (Luhmann 1969: 12; vgl. auch 1962: 632 f.); also lassen sich auch alle Symbolsysteme, technologischen Erfindungen und Medien(geräte) kritisch untersuchen und auf ihre manifesten wie latenten Lösungspotenziale hin befragen. Die relationale Lösung-und-Problem-Beobachtung bedeutet ein alternatives Schema zur Kausalität (und zur Kausalbeziehung zwischen Ursache und Wirkung), aber auch zur Finalität. Man identifiziert erstens aktuelle Beziehungen und Wechselwirkungen, die bis auf Weiteres soziale Ordnung herstellen, Kommunikationen ermöglichen und stabilisieren und für Handlungsorientierung und Entlastung sorgen. Man variiert zweitens den Anwendungsfall und sucht (a) nach anderen passenden Techniken und Mechanismen, die das bestehende Problem ebenso gut lösen, oder (b) nach anderen Problemen, für die sich eine (medientechnische) Errungenschaft ebenfalls zur erfolgreichen Lösung eignet. So betreibt man funktionale Analyse und Äquivalenzfunktionalismus in zweifacher Absicht und Richtung – und kann das gegebenenfalls reflexiv steigern. Es ist gerade die Entlastung durch bestehende Lösungen, die es ermöglicht und dazu motiviert, sich ungelösten oder nur vage erfassten Problemen sowohl in der Alltagswelt als auch in außeralltäglichen Sonderwelten zuzuwenden (vgl. Schütz/Luckmann 1979: 355).

Bei Foucault findet sich an verschiedenen Stellen – vielleicht ein wenig unvermutet, meines Erachtens aber ziemlich deutlich – ebenfalls eine funktionalistische Methode angelegt und umgesetzt (vgl. 1976, 2002, 2003: 392 ff., 2005a: 728 f.), die erstens mit gesellschaftlichen Problemen der städtischen Ordnung, vor allem solchen der Kriminalität, der Prostitution, des Vagabundierens und

Nicht-Arbeitens oder der Seuchen und Krankheiten, und zweitens mit der Genealogie und den Wirkungen eines Dispositivs zusammenhängt. Er fragt dann, auf welche Anforderungen ein bestimmtes Netz aus Aussagen, Gesetzen, Ordnungen, Institutionen und Architekturen reagiert hat, welche Prävalenzen sich darin eingeschrieben haben und entdecken lassen und welche Veränderungen, nicht-intendierten Wirkungen und ‚perverse Effekte‘ es aufzeigt. Beispielhaft organisiert das Gefängnis das Leben verurteilter Straftäter, diszipliniert Körper *und* Geist und schützt die Bevölkerung vor Gewalttätern und Kriminellen. Es fördert aber nicht unbedingt Reue, Moral und Re-Sozialisation, sondern produziert institutionelle Sonderprobleme: etwa der Stigmatisierung, der inhumanen Behandlung oder der unerwünschten kriminellen Professionalisierung und Delinquenz (vgl. Foucault 1976, 2005c). Auch für und mit Foucault lassen sich geschichtliche Problemkonstellationen und gesellschaftliche Dispositive (der Sexualität, Erziehung, Wahrheit etc.) vergleichen: Welche Verhaltensweisen erzwingen sie, welche befreien sie und welche erfinden sie? Welche Denk- und Rationalitätssysteme liegen einer Institution zugrunde und formulieren Zwecke sowie manifeste und latente Wirkungen? Und welche Alternativen hätte es zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt gegeben? Das Ziel der kritisch-funktionalen Analyse bestünde schließlich darin, „herauszufinden, wie die verschiedenen Lösungen für ein Problem erstellt werden konnten, aber auch, wie diese verschiedenen Lösungen zu einer spezifischen Problematisierungsform gehören“ (Foucault 2005a: 733). Entscheidend scheint mir deshalb bei Foucault, immer auch kritisch den funktionalen Verschleierungen und gesellschaftlichen Dysfunktionalitäten nachzugehen und eine historisch kontingente Ordnung zu (re-)problematisieren. Problematisierungen werden so produktiv für die Theoriearbeit und eine alternative Geschichtsschreibung (vgl. Foucault 2005b: 751).⁵ Die Problematisierung von einerseits Problemsituationen und andererseits ihren dazugehörigen Institutionen, programmatischen Denksystemen und Widersprüchen lässt sich als funktionalistische Methode begreifen, die Foucaults genealogische Analysen durchgängig begleitet.

Ein ‚funktionalistischer‘ Mehrwert seiner genealogischen Arbeiten scheint mir darin zu liegen, dass er nie nur gesellschaftliche Probleme und solutionistische Ein- und Ausschließungssysteme beschreibt, sondern auch einen speziellen Überschuss identifiziert. Alle Diskurse und Institutionen generieren

5 In dieser Hinsicht hat auch Luhmann (vgl. etwa 1973, 2017) immer wieder betont, wie produktiv die Methode des Äquivalenzfunktionalismus und die fortlaufende Problematisierung von Problem-Lösungs-Relationen für seine Theoriearbeit seien und fortlaufend Reflexivitätsgewinne abwürfen. Weil aber die allgemeine Systemtheorie (und ebenso die Differenzierungs-, Evolutions- und Kommunikationstheorie) als notwendige Voraussetzung funktionaler Analyse firmiert (vgl. Luhmann 1973: 169 f.), ist der Funktionalismus selbst im engen Sinne nicht *theoriebildend*, sondern *erkenntnisstimulierend* und *theorieerweiternd*.

und formatieren besondere Subjekte: etwa das protestantische Arbeitssubjekt, das juristische und medizinische Gutachtersubjekt oder die Exklusionssubjekte der Psychiatrien, Justizvollzugsanstalten und Armenhäuser. Das lässt sich gezielt für mediensoziologische Phänomenbereiche übernehmen, um zu zeigen und zu diskutieren, dass Medien gesellschaftliche und kommunikative Probleme lösen und dabei zugleich ihre Subjekte und Anwender hervorbringen, formen und disziplinieren, die zu diesen Medientechnologien, -formaten und -apparaten passen. Eine orale Kulturepoche produziert und formt beispielsweise das rhetorische Subjekt, die literale das innenorientierte Schriftsubjekt, die audiovisuelle Medienkultur den außengeleiteten Fernsehmenschen und die digitalisierte Medienkultur das multimedial ästhetisierte, kreative und experimentier-/spiel-freudige Computersubjekt (vgl. dazu Riesman et al. 1950; Reckwitz 2006a, 2006b; Baecker 2018: 198–206; Goriunova 2019).⁶ Medien ermöglichen und formen darüber hinaus Selbstverhältnisse, Selbstbeschreibungen, Selbstdarstellungen und (distanzierte) Selbstreflexionen des (spät-)modernen Subjekts. Ebenso überwachen und kontrollieren Medien ihre Nutzer und deren Lebenswelten und leiten daraus neue Optimierungsstrategien und Lösungsphantasien ab.

Funktionen sind nach den bisherigen Erläuterungen nachträgliche Rationalisierungen erfolgreicher Handlungsverkettungen wie auch attraktiver und etablierter Technologien. Sie sind Interpretationen und Zuschreibungen und keine kausalen Notwendigkeiten. Der Funktionsbestand bleibt niemals statisch, sondern ist fortwährend sozialen Dynamiken und historischen Veränderungen unterworfen. Entsprechend produzieren Lösungen neue (Anschluss-)Probleme. Diese sind keineswegs nur technischer, sondern ebenso sprachlicher Art, insofern es einer adäquaten Interpretation und Artikulation bedarf, das heißt einer „Lösung des Problembeschreibungsproblems“ (Renn 2006: 31). Methodisch wie empirisch kann man verschiedene (hypothetische) Folgeprobleme identifizieren und sich auf graduell unterschiedliche spezielle Lösungen ‚spezialisieren‘. Analytisch bedeutsam scheint die Trennung von Zeit- und Sachdimension in Bezug auf eine Problemlösung. Es gibt beispielsweise eine Lösung; sie setzt sich aber in der Zukunft nicht durch. Oder es gab in der Vergangenheit erfolgreiche Lösungen; diese wurden aber dysfunktional, weil sich deren Strukturhintergrund und Sachrationalität verändert haben. Wenn Lösungen damit irrelevant werden, verschwinden sie auch aus dem gesellschaftlichen Wissensvorrat (vgl. Schütz/Luckmann 1979: 354).

Wissenschaft produziert fortlaufend neue inner- und außerakademische Probleme und Problembeschreibungsprobleme. Das Ergebnis sind weniger praktische Lösungen, sondern Theorien – die jeweils bis auf Weiteres überzeugen und

6 Siehe gesondert zu ‚anthropomedialen Existenzweisen‘, die eine unhintergehbare symmetrische, gleichwertige Verschränktheit von Medien(technik), Mensch und Milieu aufweisen und die eine posthumanistische, medienökologische Ethik provozieren: Voss (2026).

Gültigkeit besitzen.⁷ Das Modell problembasierter Theoriebildung lässt sich auf vier Kernaussagen konzentrieren: (1) Wissenschaftler generieren selbstständig ihre Problemstellungen und motivieren sich zugleich zur Arbeit an überzeugenden Lösungen. Oder Wissenschaftler besitzen bereits (theoretische) Lösungen und generieren dazu passende Problemstellungen. (2) Selbstgesetzte Problemstellungen existieren in einem Umfeld ähnlicher Probleme und bereits bekannter, ausformulierter Lösungen. Man experimentiert mit offenen und mit fraglichen Möglichkeiten und eliminiert die irrtümlichen und erfolglosen. (3) Die wissenschaftliche Formulierung von Problem-Lösungs-Konstellationen ist theoretisch, begriffsbasiert und abstrakt. (4) Das Ergebnis von Problemlösungen mitsamt ihren Vorarbeiten ist wissenschaftliche Theorie. Das bedeutet umgekehrt: Alle Theorie ist Problemlösung.⁸

III. Kommunikation und Medien

Kommunikationstheorien behandeln unter anderem anthropologische, soziale oder technische Probleme des Ausdrucks- und Mitteilungshandelns, der Kooperation und des Konflikts oder der optimalen Übertragung und Verarbeitung von Signalen und Symbolen. Medientheorien wiederum lösen spezielle Probleme der Kommunikation und Kommunikationstheorien, sie widmen sich unter anderem deren Symbolizität, Materialität und Infrastruktur. Insofern Kommunikations- und Medientheorien auf Problemlösungen und reflexive Problemsteigerung ausgerichtet sind, lassen sie sich dem funktionalistischen Paradigma zuordnen.

Kommunikation lässt sich als sozialer Prozess begreifen, an dem mindestens zwei entscheidungsoffene, raumzeitlich gebundene Akteure beteiligt sind.⁹ Mithilfe von Anzeichen, Sprache und Symbolen, deren Wirkung die Beteiligten an sich selbst und an anderen beobachten, findet gemeinschaftliche Orientierung, wechselseitige Steuerung und informierendes Mitteilungshandeln statt. Die Notwendigkeit von Kommunikation liegt in dem anthropologischen Umstand begründet, dass jedes Bewusstsein *für sich* ist, unsere neurophysiologischen, psychischen, kognitiven, emotionalen Prozesse wechselseitig unbeobachtbar

7 Siehe dazu Ungeheuer (1987a: 101), Popper (1994: 21 f., 32 ff.) und Funke (2006). Zu den Problemen eines überzogenen wissenschaftlichen Solutionismus: Strohschneider (2024).

8 Die Universität ist eine prominente Institution, die Probleme und Lösungen pflegt. Andere Institutionen tun dies ebenso, wie ein Blick auf Forschungslabore, Think Tanks, Kirchen, Gerichte, Schulen oder Familien lehrt. Man könnte generalisieren, dass jede Institution ihre besonderen Problem-Lösungs-Relationen kultiviert, aber aus Entlastungsgründen darauf achten muss, die Komplexität dieser funktionalistischen Relation auf einem angemessenen Level zu halten.

9 Weiterführend: Ungeheuer (1987b), Krallmann/Ziemann (2001), Baecker (2005), Ziemann (2013), Reichertz (2024).

sind¹⁰ und niemand direkten Zugriff auf die Gedanken, Erfahrungen, Einstellungen und Absichten des Anderen hat.¹¹ Erst durch Kommunikation, genauer: durch Medien der Kommunikation, kommt ‚das Innen nach Außen‘,¹² können wir uns mitteilen, werden wir zu sozialen Wesen. Kommunikation ist also das Vergesellschaftungsprinzip schlechthin. Kommunikation verstärkt aber auch die Differenz von Innen(leben) und Außen(wirkung). Man erfährt durch Kommunikation, dass jeder seine eigenen inneren Zustände hat, dass diese niemals den Binnenhorizont transzendieren können und dass Gedanken und Gefühle letztlich nicht kommunizierbar sind – und wenn sie kommuniziert werden, sind sie keine Gedanken und Gefühle mehr (vgl. Fuchs 1993).

Gegenüber den Einstellungen, Motiven und Zielen der an ihr beteiligten Menschen ist Kommunikation als vollzogenes Ereignis und vom Resultat her etwas sozial Eigenständiges – systemtheoretisch gesprochen: Emergentes. Deswegen sind die Bedeutung und Wirkung kommunikativer Ereignisse weder auf einen Beteiligten zurückführbar noch psychisch ableitbar. Zwischenmenschlichen Ereignisabfolgen, Beziehungen, Gesprächen und Diskursen sind eine konstitutive Eigendynamik und Selbstordnung immanent. Aus gemeinsamem Reden und Handeln, Wirken und Erleben entsteht ein soziales Geschehen, das eine asymmetrische Relation zwischen Eigenem und Anderem wie auch eine dialektische ‚Verflechtung‘ aufweist und das für jeden Beobachter einen anderen Sinn haben kann. Kommunikativer Sinn ist einerseits selbstproduktiv und autopoietisch, andererseits ein hermeneutisch ausgelegtes Erzeugnis und ein Zuschreibungseffekt. Man kann das auch als Differenz zwischen Selbst- und Fremdbeobachtung deklarieren, von denen soziale wie auch psychische Prozesse oft ihre besondere Dynamik beziehen. Hierzu gehören nicht zuletzt die Erfahrungen im sozialen Kontakt, dass andere einen oft anders sehen, einschätzen und beurteilen als man selbst; und dass jede Aushandlung und jeder Streit darüber diese Differenz verschärft.

Aus dieser sprach- und kommunikationstheoretischen Reflexion erwachsen schließlich medientheoretische Ansätze und medienbegriffliche Einsätze, die die spezialisierten und hoch unterschiedlichen Funktionen und den Eigensinn von Medien herausarbeiten und zur Diskussion stellen. Drei Punkte sind dabei von besonderer Relevanz: erstens die topologische Isolation des Gehirns und die radikale Uneinsehbarkeit menschlicher Gedanken und Bewusstseinsprozesse, zweitens die körperliche Begrenztheit und Fehleranfälligkeit des Menschen, drittens die symmetrische Mitwirkung nicht-menschlicher Akteure an Interaktionen, Institutionen und Vergesellschaftungsprozessen. Im ersten Fall überbrücken Dar-

10 Was im Übrigen eine ungeheure Entlastung darstellt!

11 Zur individuellen Lebensgeschichte und zum sozialen Leben gehört, so liest man bündig bei Blumenberg (2018: 442), die Unmöglichkeit, „sich vorzustellen, was es heißt, ein anderer zu sein als man selbst“.

12 Das gilt im Übrigen auch für die Kommunikation von und mit technischen Black Boxes.

stellungs- und Kommunikationsmedien die Geschlossenheit der Gehirnaktivitäten und die konstitutive Innerlichkeit unserer Gedanken, Motive und Ziele und lassen uns – aller Fehleranfälligkeit und Missverständnisse eingedenk¹³ – wechselseitig vermitteln und äußerlich beobachtbar machen, wie wir die Welt sehen, was uns wichtig ist, in welcher Stimmung und Lage wir uns befinden, was wir mit und von anderen wollen, was andere von uns erwarten können oder genau nicht erwarten dürfen, welche Werte und Regeln unser Handeln begleiten – und einiges andere mehr. Im zweiten Fall dienen Medien als Erweiterungen menschlicher Organe und Gliedmaßen, als Kompensation körperlicher Beeinträchtigungen und als Optimierung und Steigerung körperlicher wie kognitiver Möglichkeiten. Im dritten Fall sind Medien Aktanten und Übersetzer von Handlungs- und Zweckprogrammen, die uns entlasten, einen Eigensinn besitzen und situative Ordnung stabilisieren. In allen Fällen haben wir es mit besonderen Problemen anthropologischer Natur zu tun, die der Lösung bedürften (und weiterhin bedürfen) und viele Erfindungen hervorgerufen haben und generell zum Motor der Technik- und Kulturentwicklung wurden. Offen ist die Frage, ob gesellschaftliche und medientechnische Evolution, das heißt Strukturänderung und Restabilisierung, aus Problemen oder aus Lösungen resultiert. Beides scheint plausibel und gleich wahrscheinlich.

Um die Probleme und Unwahrscheinlichkeiten von Kommunikation zu beheben und um Kommunikation, die ab ovo weder Gewissheit noch Erfolg erzielen kann, zumindest wahrscheinlicher und erwartbarer zu machen, bedient sich die Gesellschaft – mit Luhmann (vgl. 1984: 220) gesprochen – evolutionärer Errungenschaften, die sich funktionalistisch als *Medien* bezeichnen lassen. Kurz: Medien reagieren auf kommunikative Probleme und lösen sie (bis auf Weiteres). Oder in den Worten Luhmanns (1997: 202): „Die gesellschaftliche Kommunikation bildet verschiedene Medien/ Formen aus, je nachdem, welches Problem zu lösen ist“. Im Luhmann'schen Begriffsrahmen fungieren Medien als *Unwahrscheinlichkeitskompensatoren*, *Problemlösungstechniken* und *Dirigenten der Kommunikation*.

In Reaktion auf Luhmanns Beschreibung und ergänzende medienwissenschaftliche Erkenntnisse habe ich vor längerer Zeit einen Definitionsvorschlag unterbreitet, der erstens funktionalistisch-evolutionär ausgerichtet ist und zweitens Medien- und Gesellschaftstheorie wie auch Medien- und Techniktheorie zusammenbringt. Der Definitionsvorschlag des Medienbegriffs lautet: „Medien

13 Mit Gerold Ungeheuer (1987b: 320 ff.) lässt sich hier von der *Fallibilität* jeder sprachlichen Kommunikation sprechen, das heißt von der grundsätzlichen Fehlbarkeit sozialen Verstehens und darüber hinaus auch von der unmöglichen Überprüfbarkeit und Letztgewissheit wechselseitigen richtigen Verstehens von inneren Erfahrungen, Absichten, Intentionen und Bedeutungen. Zumeist wird aus praktischen Gründen Verstehen einfach unterstellt. Kritisch dazu: Reichertz (2024: XI ff. und 127 ff.). Ein ähnlich gelagerter Sachverhalt firmiert bei Luhmann (1997: 141) unter der Formel der „nicht eliminierbare[n] *Unendgültigkeit* der Kommunikation“.

sind gesellschaftliche Einrichtungen und Technologien, die etwas entweder materiell oder symbolisch *vermitteln* und dabei eine besondere *Problemlösungsfunktion* übernehmen. Sie verfügen über ein *materielles Substrat* [...], welches im Gebrauch oder durch seinen Einsatz Wahrnehmungen, Handlungen, Kommunikationsprozesse, Vergesellschaftung und schließlich soziale Ordnung im Generellen ermöglicht wie auch *formt*“ (Ziemann 2006: 17, 2011: 172 f., 2024). So gesehen sind Medien *artifizielle Antworten* auf Probleme des Umgangs in und mit der (sozialen) Welt. Sie schaffen dadurch neue Wirklichkeiten. Sie sind nicht nur als Bedingungsgefüge wirksam; sie stellen vielmehr fortwährend neue Möglichkeits- und Freiheitsräume zur Verfügung. Als Verstärkungen und Erweiterungen dehnen sie menschliche und nicht-menschliche Operationsräume aus und führen uns in ästhetische wie ästhetische Dimensionen, die ansonsten unerkannt und unbekannt blieben. Ihre kommunikative bzw. gesellschaftliche Funktion ist von einer kollektiven Anwendung und Akzeptanz abhängig und zeigt sich immer erst *ex post*.

Medien verpflichten uns auf spezielle Nutzungsweisen und sind deshalb imperativisch. Jedes Gerät will auf seine bestimmte Weise und zu einem bestimmten Zweck benutzt werden. Anderenfalls funktioniert es nicht, verfehlt das Ziel und sorgt für Frustration. Der imperativische Charakter trainiert und konditioniert Eigentümer wie Nutzer und gibt ihnen das ungeschriebene Gesetz vor, nicht als Störgröße der technischen Kausalität, als Umdeuter, als eigenwilliger Schöpfer aufzutreten. Medien befriedigen keineswegs nur Bedürfnisse und originelle Wunschvorstellungen und lösen gesellschaftliche Probleme, sondern gewinnen mit der Zeit einen Eigenwert und motivieren dann aus sich heraus zur Aneignung, Befolgung und Reproduktion. Das Strukturierte wird, mit Bourdieu gesprochen, *strukturierend*. Mit der jeweils erreichten medialen Lösung entstehen regelmäßig neue, bis dato unbekannte, oft unvorhergesehene Probleme, an die weitere, andere (Test-)Lösungen anschließen und zur Steigerung wie Ausweitung kommunikativer Möglichkeiten beitragen. Dabei verändert und restabilisiert sich fortlaufend das Verhältnis von Gesellschaftsstruktur und Medienkultur ebenso wie jenes zwischen Medien, Menschen und Gesellschaft (vgl. Ziemann 2011).

Für die weitere Operationalisierung bietet sich folgende soziologisch wie medienwissenschaftlich tragfähige Typologie an, die im Anschluss an Luhmann (1984, 1997; vgl. auch Baecker 2005: 177 ff.) fünf mediale Technologien unterscheidet und jeweils gezielt die Problem-Lösungs-Relation fokussiert: Wahrnehmungs-, Verständigungs-, Darstellungs-, Verbreitungs- und kommunikative Steuerungs-/Erfolgsmedien (vgl. dazu bereits Ziemann 2006). In didaktischer Hinsicht dürfte diese Unterscheidung einleuchten. In erkenntniskritischer Hinsicht zeigt sich allerdings, dass der empirische Phänomenbereich offen und multidimensional ist und die analytische Trennung und Zuordnung deshalb nicht immer leicht ist und eindeutig ausfällt. John Dewey (1980: 264) hat auf die Schwierigkeit verwiesen, klar zu bestimmen, „wo ein Medium anfängt und